

五



PAUL HEYSE
**ANDREA
DELFIN**

EINE KRIMINALNOVELLE

MIT EINEM VORWORT
VON HANS PLESCHINSKI

ILLUSTRIERT
VON LUIGI OLIVADOTI

BÜCHERGILDE GUTENBERG



Die Glut der Freiheit

Paul Heyse und seine Novelle *Andrea Delfin*

Paul Heyse gebührt alle Ehre. Die vielleicht bedeutendste wurde ihm zuteil, als er im Alter von achtzig Jahren als erster deutscher belletristischer Schriftsteller 1910 mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wurde. Diese Ehrung aus Stockholm krönte ein immenses literarisches Schaffen. Paul Heyse, im Jahr 1830 in Berlin geboren und im Frühjahr 1914 in München gestorben, schrieb und hinterließ mehrere Romane, ungefähr sechzig Theaterstücke, fast zweihundert Novellen, noch weitaus mehr Gedichte und umfangreiche Briefwechsel zum Beispiel mit Theodor Storm, mit Gottfried Keller in Zürich und vielen anderen Schriftstellern und Schriftstellerinnen seiner Zeit. Heyse, ein Liebling der Musen, schrieb zeitlebens mit so frischer Energie, dass sein Freund Theodor Fontane für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts sogar von einem *Heyse'schen Zeitalter* sprach. Dieser Befund war nicht von der Hand zu weisen. Die Zahl der Leser Paul Heyses ging im deutschsprachigen Raum in die Hunderttausende, und insbesondere Heyses Novellen wurden bisweilen in über zwanzig Sprachen übersetzt. Der Polarforscher Fridtjof Nansen nahm sie mit auf seine Arktis-Expedition, um in den Nächten im Ewigen Eis bele-

bende und wärmende Lektüre griffbereit zu haben. Theaterstücke von Heyse, in denen er zumeist historische Ereignisse für die Bühne effektiv aufbereitete, wurden auch in Amerika gespielt. Sein Stück *Maria von Magdala*, das in sehr gewagter Weise eine Liebesaffäre in Jerusalem und im Umfeld von Jesu Kreuzigung dramatisierte, wurde am Broadway uraufgeführt und tourte mit über einhundert Vorstellungen durch die Vereinigten Staaten von Amerika. Solchen Ruhm genoss vor der Wende ins 20. Jahrhundert kaum ein anderer deutscher Schriftsteller. Jahrzehnte später vergriffen sich die Nazis an Heyses Werk, als sie für ihren aufwändigsten und letzten Propaganda- und Durchhaltefilm *Kolberg* das Drehbuch nach Heyses Drama *Colberg* anfertigen ließen, aber die Urheberschaft des Dichters, Sohn einer getauften Jüdin, vertuschten. Im Nachhinein kann man dafür dankbar sein, dass der weltoffene und liberale Dichter nicht nachträglich und namentlich in den NS-Sumpf hineingezogen wurde.

Paul Heyses Ruhm, zu seinen Lebzeiten, beruhte auf seiner unabsehbar großen Leserschaft, die begierig insbesondere auf seine Novellen wartete. Die Novellen wurden meist zuerst in Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt und stets als Serie, so dass das Publikum, wie bei Fernsehserien heute, gespannt auf die nächste Folge harrete: *Wie geht's weiter? Eine Liebschaft? Eine unvermutete Erbschaft? Ein Unfall?* ... Gekonnt schloss jede Folge mit einem dramatischen Höhepunkt ab; die Aufklärung folgte in der nächsten Zeitungsnnummer. In Heyses

mit leichter Hand geschriebene, doch immer wie geschliffene Texte flossen nicht selten auch geradezu revolutionäre Gedanken ein. Mit seinem Appell: *Wagt, frei zu sein!* forderte er für Frauen unmissverständlich Gleichberechtigung, den Zugang zu Bildung und ein selbstbestimmtes Leben ein. Ein Teil der Männerwelt zeigte sich darüber empört, Frauen indes sahen in Paul Heyse einen ihrer Fürsprecher. Von bleibender Bedeutung ist in jedem Falle auch Heyses Gedicht *Das Hundegrab von Oxia*. Es ist das erste Gedicht der Literatur, in dem in glühenden Worten alle Tierquälerei gegeißelt wird: *Wer sind die Jammervollen? Was verbrachen sie? Unschuld'ge sind's, hier grausam eingepfercht / Von Menschen, die unmenschlich sind ...* Diesem Gedicht von bleibender Aktualität folgte die Gründung erster Tierschutzvereine.

Auch jenseits von Literatur und Dichtung ist die Ehrung Paul Heyses angemessen. In seiner Villa am Münchner Königsplatz versammelte er Künstler aller Sparten und Menschen jedweder Prägung zum geselligen Austausch und erwies sich als stets aufmunternder Gastgeber. Entgegen dem Strom der Zeit war Paul Heyse nie Nationalist, sondern dachte und lebte europäisch. Er setzte sich für die Rechte von Schriftstellern ein und machte sich manchmal sogar mit Bargeld auf die Reise, um mittellose Kollegen finanziell zu unterstützen. Wer besaß damals und besitzt heute solche Großherzigkeit? Zeitweilig stellte er seine Postadresse in der Münchner Luisenstraße als Tarnanschrift für die verbotene Sozial-

demokratische Partei zur Verfügung. Als Vertreter und Stimme des liberalen Bürgertums bezog Heyse öffentlich Stellung gegen immer wieder drohende Zensurgesetze und opponierte nach Kräften gegen Kaiser Wilhelm II., nachdem dieser sich geweigert hatte, den Dramatiker Ludwig Fulda mit dem Schillerpreis auszuzeichnen, mutmaßlich, weil Fulda Demokrat und Jude war.

Einen roten Teppich also für Paul Heyse, der als jugendschöner Poet und Jungstar der deutschen Literatur von König Maximilian II. von Bayern nach München berufen wurde, um das geistige Leben an der Isar aufzufrischen. Heyse kam und blieb gern im deutschen Süden und hatte es nunmehr auch nicht weit, um sich immer wieder in seinem heiß geliebten Italien aufzuhalten und inspirieren zu lassen.

Wohin aber ist sein Ruhm? Der Ruhm als *Nachfolger Goethes*, wie es viele seiner Zeitgenossen empfanden.

Wie mit einem Räumfahrzeug walzte die moderne Zeit über ihn und einen Großteil seiner Dichtung hinweg. Sein Stern wurde unsichtbarer. Weshalb?

Paul Heyse sah seinen inneren Auftrag darin, seinen Lesern Schönes, Helles und möglichst Hoffnungsvolles zu vermitteln, und zwar in formvollender Sprache. Seine Verse und Reime sind makellos, seine Bilder duftig wie Blumengebinde. Idealistische und erotische Leidenschaften bestimmen seine Geschichten. Das Hässliche, das Abgründige versuchte Heyse — im Namen des Glücks — auf Distanz zu

halten. Seine Leser dankten ihm diesen Wesenszug, diese Botschaft ins Dasein, und genossen die Lektüre. Die voranschreitende Zeit aber schien Heyses Idealismus zu widersprechen. Die mächtig einsetzende Industrialisierung, die Verstädterung der Gesellschaft und das Arbeiterelend, die Beschleunigung von Alltag und Leben, der Radau der Moderne ließen die Gedankenwelt Heyses, das Beharren auf Schönheit, auf Herzensglut und auf dem Zarten, seine elegant fließende Sprache gestrig wirken. Als er 1910 den Literaturnobelpreis erhielt, hatte der alte, vornehme und menschenfreundliche Herr den Zenit seines Ruhms überlebt, und er hatte geradezu noch das Glück, kurz vor den Massakern des Ersten Weltkriegs die Augen zu schließen. Die menschengemachte Hölle auf Erden tat sich auf. Und auch manche Idylle, die Paul Heyse beschworen hatte, erschien als ferne, verlorene Welt.

Doch dieses entschwundene Reich der Düfte, Farben und Klänge, der glücklichen und tragischen Liebespaare, der furiosen Kämpfe um Selbstbehauptung und Abenteuer kann man wieder betreten — wenn man Heyse liest.

Die schriftstellerische Meisterschaft, durch die Paul Heyse jahrzehntelang sein Publikum beglückte — und weiterhin beglücken kann —, zeigt sich eindrucksvoll in seiner Novelle *Andrea Delfin*. Sie wurde erstmals 1860 und in mehreren Folgen in der *Kölnischen Zeitung* veröffentlicht.

Wie viele seiner Novellen spielt *Andrea Delfin* in Italien, und zwar in einem Italien, das bereits

seinerzeit ein vergangenes war, nämlich im 18. Jahrhundert und während der letzten Jahre der Republik Venedig. Die leicht entfernte Zeit, die Lebenswelt des Südens, zumal der Lagunenstadt, betörten die Leser. Sie wurden aus dem eigenen Alltag entführt und konnten sich sicher sein, dass der Dichter sie mit einem leidenschaftlichen Geschehen in den Bann zog. Somit verhielt es sich bei *Andrea Delfin*, der venezianischen Kriminalgeschichte, nicht anders als wenig später mit den Romanen Karl Mays, in denen Kurdistan und die Prärie zum spannenden und erholsamen Fantasieland wurden, eine Reise ins Fremde versprochen.

Heyse verstand es, schnell die stimmige Atmosphäre zu stiften. Durch wenige, kurze Anfangssätze führt er eine Gasse, einen schmalen Kanal, ein Haus in Venedig vor Augen. Hier harret eine redselige Wirtin auf neue Logiergäste. Herein tritt Andrea Delfin, ein junger Mann vom Festland, der vorgibt, eine Anstellung bei einem Notar zu suchen. Das Geschehnis ist sogleich geheimnisvoll, denn das Haar des Jünglings ist bereits ergraut. Gescha das durch Kummer, durch einen Schicksalsschlag, Krankheit? Vom Augenblick seines Einzugs in ein ärmliches Zimmer an wechseln in unablässiger Reihenfolge, und zumeist aus dem Erleben der Titelfigur heraus, Entdeckungen, unerwartete Bekanntschaften, Wiederbegegnungen, Liebesaffären. In diese erzählte Turbulenz schleichen sich Mord und Verfolgung ein. Der Leser, einmal eingefangen in die venezianischen Abenteuer, wird bis zum Schluss der Novelle nicht

mehr losgelassen. Es sei denn, er will nicht erfahren, wieso der junge Mann vorzeitig ergraute, wer zwei Inquisitoren der Republik Venedig erdolchte, ob die Gräfin eine Spionin ist und auf welches Ende die Wirtshausgespräche, die eiligen Briefe, das Ausspähen Verdächtiger, die heimlichen Bekenntnisse und schließlich die Massenpanik bei einem Begräbnis zutreiben.

Heyse setzt alle erzählerischen Mittel, von einer scheinbar harmlosen Plauderei bis hin zum tödlichen Verrat, in Bewegung, um sein Zeit- und Menschenbild zu dynamisieren. Dabei ähnelt der Stil seines Schreibens der Malkunst eines Francesco Guardi und eines William Turner: Gestalten tauchen aus dem Dunst, dem Treiben, den Nächten Venedigs auf, zeigen sich mit dem, was sie sind und was sie wollen. Danach entschwinden sie wieder in den Nebel der Geschehnisse. So impressionistisch und doch explosiv hat vielleicht kein anderer deutscher Autor zu schreiben vermocht. Und derartig treffende Schilderungen, oft sehr knapp, Venedigs und seiner Bewohner hat erst wieder Thomas Mann mit seinem *Tod in Venedig* erreicht. Bei Heyse heißt es früher: *Nun trat er auf den Markusplatz hinaus, wo in unzähligen Gruppen alle Stände durcheinandergemischt unter dem reinen Sommerhimmel sich geschart hatten, während unter den Hallen der Prokuracien der Strom weiterfloß, der Piazzetta zu, bis draußen an das breite Becken des Kanals, das von den beiden Säulen beherrscht wird ...*

Man wünscht sich selbst an Ort und Stelle, um Augenzeuge der Ereignisse im Jahr 1762 zu sein.

Die Novelle *Andrea Delfin* ist die Geschichte einer Rache, ist ein Kriminalfall von feiner Struktur. Das blutige Geschehen ist umrahmt und durchdrungen von erotischen Begebenheiten, von Rendezvous und Lauschszenen, bei denen eines sofort auffällig ist: Heyses Frauengestalten sind nie bieder, moralinsauer oder gar ängstlich. Sie behaupten sich umstandslos in der Welt der Männer, lenken diese oft sogar, und sie leben ihr Liebesbegehren aus. Sie verführen mit Lust und Witz. Das Liebesleiden einer Effi Briest, gefangen in gesellschaftlichen Konventionen, wäre hier unvorstellbar, Heyses Frauen sagen eher: *Ihr werdet ernsthaft, und das mag ich nicht leiden*. Der Autor bejahte auch die spontane Lust, die in Italien ideal anzusiedeln war, und bewegte sich damit auf der Schwelle zum Skandalautor, was seinen Erfolg nicht minderte. *Denn ich langweile mich mehr, als bei meiner Jugend und meinen Reizen zu ertragen ist*, stellt eine seiner Venezianerinnen fest und könnte zu jeder Partygesellschaft von heute gehören.

Unter der bewegt glitzernden Oberfläche der Novelle, in der Zufälligkeiten, sogar Unwahrscheinlichkeiten eine wichtige Rolle spielen, die aber dem Leser Vergnügen bereiten: *Aha, was passiert jetzt wieder?*, unter dem Spiegel der venezianischen Wasser brodelt in *Andrea Delfin* ein bedeutsames und zeitloses Thema. Mit wenigen Strichen, und immer wieder, schildert Heyse einen Staat des Zwangs, der Entrechtung und des Terrors. Venedig, besonders während seiner späten Zeit als Republik, war berüch-

tigt für die Unterdrückung von Freigeistern, von Kritikern am alten und morsch gewordenen Staatsgebilde. Denunziation, Verbannung, Verhaftung, Folter waren in der Lagunenstadt an der Tagesordnung. Knapp erfasst Heyse diese Bedrohlichkeiten am sonst so paradiesischen Ort: *Halb Venedig war dafür besoldet, daß es die andere Hälfte überwachte*. Mit bemerkenswerter Eleganz wagte sich der Dichter an ein brennendes Thema, nämlich an staatlichen Terrorismus, der wiederum politische Attentate heraufbeschwört. *Tod allen Inquisitoren!* ist in die Dolche graviert, mit denen in *Andrea Delfin* zwei Geheimdienstchefs der Adelsrepublik ermordet werden.

Der Leser mochte damals und kann heute über diese Attentate erschrocken sein. Auch in Deutschland herrschten fürstliche Obrigkeiten durch Zensur, Spitzelsysteme, durch Festungshaft für Regimegegner. Wann war Gewalt gegen die selbstherrlichen Vormünder des Volks, gegen die Feinde der Menschenrechte erlaubt? Diese Frage, die in *Andrea Delfin* gestellt wird, hat nichts von ihrer Brisanz verloren. Zwar verlegt Heyse den Kampf um Freiheit nach Italien – das sich um 1860 während des *Risorgimento* gerade gegen seine Fürstenstaaten und gegen Fremdherrschaft erhob –, aber die venezianischen Geschehnisse einhundert Jahre davor bleiben allgemeingültig. Heyses Venedig könnte auch jede heutige Autokratie und Zwangsherrschaft meinen. Kühn lässt der Novellenautor einen jungen Österreicher sagen: *Ihr habt eine herrschende Kaste und eine*

beherrschte, Souveräne zu Hunderten und Pöbel zu Tausenden. Wo sind die Bürger, ohne die ein freies Stadtwesen ein Unding ist? Eure Nobili haben dafür gesorgt, daß der geringe Mann nie zum Bürgersinn, zum Gefühl der Verantwortlichkeit und des wahren bewußten Opfers für große Zwecke herangereift ist.

Das war ein deutlicher Zuruf für deutsche Zeitungsleser und Untertanen. Das freisinnige Publikum schätzte Heyse, die Zensoren behielten ihn scharf im Auge. Ein liberaler Dichter war verdächtig und eine Gefahr.

Wir wollen den Ausgang der farbenprächtigen, facettenreichen und meisterlichen Novelle nicht verraten und wollen gleichfalls nicht preisgeben, weshalb der früh ergraute junge Mann, Andrea Delfin, der den Damen durch seine Melancholie besonders gefällt, tief in einer Sturmnacht auf einer Laguneninsel verzweifelt an eine Klosterpforte pocht. Beide späteren Bücher und die Filme *Der Tod in Venedig* und *Wenn die Gondeln Trauer tragen* haben in der Novelle *Andrea Delfin* des ersten deutschen belletristischen Nobelpreisträgers für Literatur ihren atmosphärischen Vorläufer, wenn es bei Paul Heyse heißt: *Das Amen war kaum verhallt, so erhob sich von dem Portal her ein murmelndes Geräusch und pflanzte sich blitzschnell durch das Schiff der Kirche fort und lief bis zu den Sitzen der Nobili hinan, so daß im Nu die ungeheure Versammlung wie ein aufgewühlter See schwankte und brandete. Alle spähten im ersten Moment ratlos nach der Schwelle hin, über welche das Entsetzen eingedrungen war. Man sah jetzt durch das Hauptportal*

Fackeln in Hast über den dunkeln Platz irren, und während alles atemlos hinaushorchte, erscholl plötzlich von vielen Stimmen der Ruf in die Kirche hinein: Mörder! Mörder! Rette sich, wer kann!

Hans Pleschinski,
Frühjahr 2021

ANDRÉA DELFIN

In jener Gasse Venedigs, die den freundlichen Namen »Bella Cortesia« trägt, stand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein einfaches, einstöckiges Bürgerhaus, über dessen niedrigem Portal, von zwei gewundenen hölzernen Säulen und barockem Gesims eingerahmt, ein Madonnenbild in der Nische thronte und ein ewiges Lämpchen bescheiden hinter rotem Glas hervorschimerte. Trat man in den unteren Flur, so stand man am Fuße einer breiten, steilen Treppe, die ohne Windung zu den oberen Zimmern hinaufführte. Auch hier brannte Tag und Nacht eine Lampe, die an blanken Kettchen von der Decke herabhing, da in das Innere nur Tageslicht eindrang, wenn einmal die Haustür geöffnet wurde. Aber trotz dieser ewigen Dämmerung war die Treppe der Lieblingsaufenthalt von Frau Giovanna Danieli, der Besitzerin des Hauses, die seit dem Tode ihres Mannes mit ihrer einzigen Tochter Marietta das ererbte Häuschen bewohnte und einige überflüssige Zimmer an ruhige Leute vermietete. Sie behauptete, die Tränen, die sie um ihren lieben Mann geweint, hätten ihre Augen zu sehr geschwächt, um das Sonnenlicht noch zu vertragen. Die Nachbarn aber sagten ihr nach, daß sie nur darum von Morgen bis Abend auf dem oberen Treppenabsatz ihr Wesen treibe, um mit

jedem, der aus- und einging, anzubinden und ihn nicht vorüberzulassen, eher er ihrer Neugier und Gesprächigkeit den Zoll entrichtet habe. Um die Zeit, wo wir sie kennenlernen, konnte dieser Grund sie schwerlich bewegen, den harten Sitz auf der Treppenstufe einem bequemen Sessel vorzuziehen. Es war im August des Jahres 1762. Schon seit einem halben Jahr standen die Zimmer, die sie vermietete, leer, und mit ihren Nachbarn verkehrte sie wenig. Dazu ging es schon auf die Nacht, und ein Besuch um diese Zeit war ganz ungewöhnlich. Dennoch saß die kleine Frau beharrlich auf ihrem Posten und sah nachdenklich in den leeren Flur hinab. Sie hatte ihr Kind zu Bett geschickt und ein paar Kürbisse neben sich gelegt, um sie noch vor dem Schlafengehen auszukernen. Aber allerlei Gedanken und Betrachtungen waren ihr dazwischengekommen. Ihre Hände ruhten im Schoß, ihr Kopf lehnte am Geländer, es war nicht das erste Mal, daß sie in dieser Stellung eingeschlafen war.

Sie war auch heute nahe daran, als drei langsame, aber nachdrückliche Schläge an die Haustür sie plötzlich aufschreckten. *Misericordia!* sagte die Frau, indem sie aufstand, aber unbeweglich stehen blieb, was ist das? Hab' ich geträumt? Kann er es wirklich sein?

Sie horchte. Die Schläge mit dem Klopfer wiederholten sich. Nein, sagte sie, Orso ist es nicht. Das klang anders. Auch die Sbirren sind es nicht. Laß sehen, was der Himmel schickt. – Damit stieg sie schwerfällig hinunter und fragte durch die Tür, wer Einlaß begehre.

Eine Stimme antwortete: es stehe ein Fremder draußen, der hier eine Wohnung suche. Das Haus sei ihm gut empfohlen; er hoffe, lange zu bleiben und die Wirtin wohl zufriedenzustellen. Das alles wurde höflich und in gutem Venetianisch vorgetragen, so daß Frau Giovanna, trotz der späten Zeit, sich nicht bedachte, die Tür zu öffnen. Der Anblick ihres Gastes rechtfertigte ihr Vertrauen. Er trug, soviel sie in der Dämmerung sehen konnte, die anständige schwarze Kleidung des niederen Bürgerstandes, einen ledernen Mantelsack unter dem Arm, den Hut bescheiden in der Hand. Nur sein Gesicht befremdete die Frau. Es war nicht jung, nicht alt, der Bart noch dunkelbraun, die Stirn faltenlos, die Augen feurig, dagegen der Ausdruck des Mundes und die Art zu sprechen müde und überlebt, und das kurzgeschorene Haar in seltsamem Gegensatz zu den noch jugendlichen Zügen völlig ergraut.

Gute Frau, sagte er, ich habe Euch schon im Schlafe gestört, und sogar vielleicht vergebens. Denn, um es gleich zu sagen: wenn Ihr kein Zimmer habt, das auf einen Kanal hinausgeht, bin ich nicht Euer Mieter. Ich komme von Brescia, mein Arzt hat mir die feuchte Luft Venedigs empfohlen für meine schwache Brust; ich soll überm Wasser wohnen.

Nun Gott sei Dank! sagte die Witwe, so kommt doch einmal einer, der unserem Kanal Ehre antut. Ich hatte einen Spanier vorigen Sommer, der auszog, weil er sagte, das Wasser habe einen Geruch, als wären Ratten und Melonen darin gekocht worden! Und Euch ist es empfohlen worden? Wir sagen wohl hier in Venedig:

*Wasser vom Kanal
kuriert radikal.*

Aber es hat einen eigenen Sinn, Herr, einen bösen Sinn, wenn man bedenkt, wie manches Mal auf Befehl der Oberen eine Gondel mit Dreien auf die Lagunen hinausfuhr und mit Zweien wiederkam. Davon nichts mehr, Herr – Gott behüt' uns alle! Aber habt Ihr Euren Paß in Ordnung? Ich könnt' Euch sonst nicht aufnehmen.

Ich hab' ihn schon drei Mal präsentiert, gute Frau, in Mestre, bei der Wachtgondel draußen und am Traghetto. Mein Name ist Andrea Delfin, mein Stand rechtskundiger Schreiber bei den Notaren, als welcher ich in Brescia fungiert habe. Ich bin ein ruhiger Mensch und habe nie mit der Polizei gern zu schaffen gehabt.

Um so besser, sagte die Frau, indem sie jetzt ihrem Gaste voran die Treppe wieder hinaufstieg. Besser bewahrt als beklagt, ein Aug' auf die Katze, das andere auf die Pfanne, und es ist nützlicher, Furcht zu haben als Schaden. O, über die Zeiten, in denen wir leben, Herr Andrea! Man soll nicht darüber nachdenken. Denken verkürzt das Leben, aber Kummer schließt das Herz auf. Da seht, und sie öffnete ein großes Zimmer, ist es nicht hübsch hier, nicht wohnlich? Dort das Bett, mit meinen eigenen Händen hab' ich's genäht, als ich jung war, aber am Morgen kennt man nicht den Tag. Und da ist das Fenster nach dem Kanal, der nicht breit ist, wie Ihr seht, aber desto tiefer, und das andere Fenster dort nach der kleinen Gasse, das Ihr zuhalten müßt, denn die Fledermäuse werden

immer dreister. Seht da überm Kanal, fast mit der Hand abzureichen, der Palaß der Gräfin Amidei, die blond ist wie das Gold und durch ebensoviel Hände geht. Aber hier steh' ich und schwatze, und Ihr habt noch weder Licht noch Wasser und werdet hungrig sein.

Der Fremde hatte gleich beim Eintreten das Zimmer mit raschem Blick gemustert, war von Fenster zu Fenster gegangen und warf jetzt seinen Mantelsack auf einen Sessel. Es ist alles in der besten Ordnung, sagte er. Über den Preis werden wir uns wohl einigen. Bringt mir nur einen Bissen und, wenn Ihr ihn habt, einen Tropfen Wein. Dann will ich schlafen.

Es war etwas seltsam Gebieterisches in seiner Gebärde, so milde der Ton seiner Worte klang. Eilig gehorchte die Frau und ließ ihn auf kurze Zeit allein. Nun trat er sofort wieder ans Fenster, bog sich hinaus und sah den sehr engen Kanal hinab, der durch kein Zittern seiner schwarzen Flut verriet, daß er teilhabe an dem Leben des großen Meeres, dem Wellenschlag der alten Adria. Der Palaß gegenüber stieg in schwerer Masse vor ihm auf, alle Fenster waren dunkel, da die Vorderseite nicht dem Kanal zugekehrt war; nur eine schmale Tür öffnete sich unten, dicht über dem Wasserspiegel, und eine schwarze Gondel lag angekettet vor der Schwelle.

Das alles schien den Wünschen des neuen Ankömmlings durchaus zu entsprechen, nicht minder auch, daß man ihm durch das andere Fenster, das nach der Sackgasse ging, nicht ins Zimmer sehen konnte. Denn drüben lief eine fensterlose Wand ohne andere Unterbrechung

als einige Vorsprünge, Risse und Kellerlöcher hin, und nur den Katzen, Mardern und Nachtvögeln konnte dieser düstere Winkel angenehm und wohnlich erscheinen.

Ein Lichtstrahl aus dem Flur drang ins Gemach, die Tür öffnete sich, und mit der Kerze in der Hand trat die kleine Witwe wieder ein, hinter ihr die Tochter, die in der Eile noch einmal hatte aufstehen müssen, um beim Empfang des Gastes zu helfen. Die Gestalt des Mädchens war fast noch kleiner als die der Mutter, erschien aber doch durch die höchste Zierlichkeit und kaum gereifte Schlankheit aller Formen größer und wie auf den Fußspitzen schwebend, während man auch im Gesicht dieselbe Ähnlichkeit und denselben Unterschied, der auf Rechnung der Jahre kam, auf den ersten Blick erkannte. Nur der Ausdruck in beiden Gesichtern schien niemals einander ähnlich werden zu können. Es war zwischen den dichten Brauen der Frau Giovanna ein Zug von Spannung und kummervollem Harren, der auch mit den Erfahrungen des Alters auf Mariettas klarer Stirn nie dauernd eine Stätte finden konnte. Diese Augen mußten immer lachen, dieser Mund immer ein wenig geöffnet sein, um jeden Scherz unverzüglich hinauszulassen. Es war unendlich drollig zu sehen, wie jetzt in diesem Gesichtchen Verschlafenheit, Überraschung, Neugier und Mutwille miteinander kämpften. Sie bog beim Eintreten den Kopf, dessen lose Flechten mit einem schmalen Tuch umwunden waren, seitwärts, um den neuen Hausgenossen zu sehen. Auch seine ernste Miene und sein graues Haar stimmten ihre Munterkeit nicht herab. Mutter, flüsterte sie, indem sie einen großen Teller mit Schinken, Brot und frischen Feigen

und eine halbvolle Flasche Wein auf den Tisch stellte, er hat ein kuriose Gesicht, wie ein neues Haus im Winter, wenn der Schnee aufs Dach gefallen ist.

Schweig, du schlimme Hexe! sagte die Mutter rasch. Weiße Haare sind falsche Zeugen. Er ist krank, mußt du wissen, und du solltest Respekt haben, denn Krankheiten kommen zu Pferde und gehen zu Fuß, und Gott behüte dich und mich, denn die Kranken essen wenig, aber die Krankheit frißt alles. Hole nur ein wenig Wasser, soviel wir noch haben. Morgen müssen wir früh auf und neues kaufen. Sieh, er sitzt da, als ob er schlief. Er ist müde von der Reise, und du bist müde vom Stillsitzen. So ist die Welt verschieden.

Während dieser halblauten Reden hatte der Fremde am Fenster gesessen und den Kopf in die Hand gestützt. Auch als er jetzt aufsaß, schien er die Gegenwart des zierlichen Mädchens, das ihm eine Verbeugung machte, kaum zu bemerken.

Kommt und eßt etwas, Herr Andrea, sagte die Witwe. Wer nicht zu Nacht ißt, hungert im Traum. Seht, die Feigen sind frisch und der Schinken zart, und dies ist Zypernwein, wie ihn der Doge nicht besser trinkt. Sein Kellermeister hat ihn uns selbst verkauft, eine alte Bekanntschaft noch von meinem Mann her. Ihr seid gereist, Herr. Ist er Euch nicht einmal begegnet, mein Orso, Orso Danieli?

Gute Frau, sagte der Fremde, indem er einige Tropfen Wein ins Glas goß und eine der Feigen aufbrach, ich bin nie über Brescia hinausgekommen und kenne keinen dieses Namens.